

NATALIE C. ANDERSON

CITY

THRILLER

OF THIEVES





Ich schlucke. Jetzt bloß keine falsche Bewegung.

»Hände hoch.«

Rasend schnell versuche ich abzuschätzen, was hier läuft. Es ist die Stimme eines Jungen. Eines Jungen, den ich nicht kenne. Nicht Ketchup, nicht Bug Eye. Keiner hintergeht mich. Security? Die Stimme klingt zittrig, so als würde der Typ den Hände-hoch-Befehl bis jetzt nur aus Filmen kennen. Er wirkt zu jung, um Security zu sein. Außerdem wäre ich in dem Fall jetzt schon halb im Helikopter. Ich werfe einen Blick auf die Schublade mit Greyhills Pistole, aber es ist unmöglich, sie schnell genug rauszuziehen und auf den Jungen zu richten.

»Ich drehe mich jetzt um.« Ich strengte mich an, möglichst ruhig und selbstbewusst zu klingen.

Die Waffe löst sich von meinem Nacken und ich gleite langsam auf dem Stuhl herum. Der Atem des Jungen geht heftig und die hellen grünen Augen sind weit aufgerissen. Trotzdem zielt er weiter, in der präzisen Haltung eines Soldaten. Auch wenn er noch nie auf einen lebendigen, atmenden Menschen geschossen haben mag – er hat eindeutig Übung. Er weiß, wie er die Waffe halten muss und wie man zielt, und macht den Körper locker, um den Rückstoß abzufangen.

Er steht vor einem der Bücherregale, das sich an Scharnieren bewegt hat. Eine Tür, die nie in den offiziellen Plänen auftauchen würde. Ein Fluchtweg. Ich hätte es wissen müssen. Schlangen haben immer einen.

Ich konzentriere mich wieder auf den Jungen.

Natürlich. Wer soll es denn sonst sein?

»Hallo, Michael«, sage ich. »Ganz schön lange her.«

Regel 6 ist sowieso klar: Lass dich nicht erwischen.

Ich muss ungefähr neun gewesen sein, da entdeckte mich meine Mutter am Schießstand der

Greyhills, wo mir einer der Wachleute zeigte, wie man mitten in die Brust einer Papierfigur trifft. Ich hielt eine Pistole in der Hand, so eine wie in Mr Greyhills Schublade. Jedes Mal, wenn ich auf den Abzug drückte, riss es mich fast von den Füßen. Ich fand das super. Es war, als wäre ein kleines Monster in mir, das bei jedem Krachen vor Begeisterung johlte.

Mama wartete, bis ich die Pistole dem Wachmann zurückgegeben hatte, dann packte sie mich an der Schulter. Ihre Hand bebte. Sie schleppte mich zurück zu den Dienstbotenhütten und erklärte dem Wachmann mit zusammengebissenen Zähnen, sie würde dafür sorgen, dass er rausfliegt oder noch Schlimmeres, wenn er mich jemals wieder in die Nähe einer Waffe ließe. Meine Mutter war klein, aber ihre Wutausbrüche waren berüchtigt und sie vergaß nichts. Den Jungen neben mir, der den Schießunterricht überhaupt erst angezettelt hatte, ließ sie trotzdem in Ruhe. Energisch oder nicht, für ihn war sie nur ein Dienstmädchen.

Ich wartete ein Jahr, bis der Junge gut genug schießen gelernt hatte, um ohne die ständige Anwesenheit eines Wachmanns zu üben. Dann überredete ich ihn, es mir beizubringen.

Und er war wirklich gut, dieser Junge.

Der jetzt eine Pistole auf meine Brust richtet.

Meine Begrüßung hat den gewünschten Effekt.

»Ti-Tina?«, stottert er.

Ich nicke langsam und zwingen mich zu einem kleinen Lächeln. Die Zeit hat ihn verändert: Er ist jetzt groß wie sein Vater und hat kräftige Muskeln, die auf den Fotos im Gang nicht zu sehen waren. Ich darf mich auf keinen Fall dadurch ablenken lassen, dass ich die Züge meiner Schwester in ihm suche, in seinem Gesicht, seinen hellen Augen, seiner Lippenform.

Er ist verwirrt, das sehe ich an der tiefen Furche zwischen seinen Augenbrauen. Die Pistole schwankt, als er sie unwillkürlich von meiner Brust wegbewegt, und in dem Moment stürze ich mich auf ihn. Mit einer Hand greife ich nach der Pistole, die andere balle ich zur Faust und ziele damit auf seine Luftröhre. Er keucht und schnappt nach Luft, behält die Pistole aber fest im Griff. Also versuche ich es anders, ich drücke seine Arme weg und schlinge den Fuß um seinen Knöchel, um ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen. Er will mich packen, aber ich winde mich aus seinem Griff, robbe rückwärts über den Tisch und schnappe mir dabei mein Handy.

Schneller als gedacht erholt er sich von meiner Attacke und kommt mir über den Schreibtisch hinterher. Ich renne durchs Zimmer und bin schon fast an der Tür, als er die Arme um mich schlingt und wir beide der Länge nach auf den Teppich knallen, die Gesichter auf dem Boden. Das Telefon rutscht mir aus der Hand.

Ich tue alles, um mich freizukämpfen, trete, setze die Ellbogen ein, grabe die Zähne in seine Hand. Ich erwische ihn am Schienbein und bin zufrieden, als er vor Schmerz aufhaut. Aber dann reißt er meine Arme zurück und presst mir die Knie in den Nacken. Ich will mich

wehren, aber das geht nicht mit diesem Druck auf den Schultern.

»Au! Du tust mir weh!«

Er zögert, lässt aber nicht locker. »Bist du das wirklich? Was machst du hier?«, krächzt er und bekommt einen Hustenanfall.

»Lass mich los!«

»Tina! Hör auf zu kämpfen!« Er hustet weiter, lockert seinen Griff aber nicht.

»Was machst du hier?«, schreie ich.

»Was?« Er wirkt ziemlich irritiert. Kein Wunder, das hier ist schließlich sein Zuhause.

Ich höre auf zu toben, erkläre aber nichts. Mein Gesicht ist halb in den Perserteppich gedrückt, ich sehe verschlungene Muster und sonst gar nichts. Der Ohrhörer drückt gegen meine Brust; ich habe ihn beim Rennen in den BH stopfen können. Ich keuche, meine Arme brennen wie Hölle, aber ich denke nur eins: Wie viele Files hat Boyboy erwischt? Hat die Übertragung geklappt? Reicht es?

»Du solltest nicht hier sein«, sage ich mit zusammengebissenen Zähnen und mehr zu mir selbst als zu ihm. Eigentlich müsste er in seinem Schweizer Edelinternat brav im Bett liegen. Ich habe mich extra vergewissert, dass keine Schulferien sind.

»Was redest du da?« Er packt meine Arme fester. »Wieso soll ich nicht hier sein?«

Mir läuft die Nase, ich wische sie am Teppich ab. »Lass mich hoch.«

Er rührt sich nicht.

»Lass mich hoch und ich erzähl's dir.«

Ich spüre, wie er zögert, aber dann verlagert er doch das Gewicht und lässt meine Arme los. Langsam richte ich mich auf. Als ich mich zu ihm umdrehe, hat er wieder die Pistole auf meine Brust gerichtet. Ich ziehe mein Shirt zurecht und nutze die Zeit, um zu überlegen, ob ich noch einen Versuch starten soll. Nah genug bin ich, ich könnte mir den Pistolenlauf schnappen, Michael umwerfen und ihm wieder an den Hals gehen, wo ich ihn eben schon erwischt habe. Vielleicht würde das funktionieren. Vielleicht aber auch nicht, denn er ist schnell und rechnet jetzt mit einem Angriff. Also hebe ich stattdessen eine Augenbraue, fixiere die Pistole und gebe alles, um so selbstsicher und kontrolliert wie möglich zu wirken, auch wenn ich mich nicht so fühle. »Kannst du das Ding runtertun?«

Die Pistole bewegt sich nicht. »Ich werde dich nicht umbringen«, sagt er nach einer Weile. »Aber in die Beine schießen schon.«

Seinem Gesicht ist anzusehen, dass das keine Lüge ist. Er würde mir wirklich eine Kugel verpassen. Ich bin also nicht die Einzige, die sich verändert hat, seit wir uns vor fünf Jahren zuletzt gesehen haben. Sein Schweizer Internat habe ich mir immer watteweich vorgestellt, aber vielleicht haben ihn seine Eltern ja in so eine Militärakademie gesteckt. Das würde auch die Muskeln erklären. Und wenn das wirklich der Fall ist, könnte er jeden schmutzigen Trick parieren, der mir einfällt. Mein Repertoire beim Kämpfen ist ziemlich beschränkt: Ich bringe

meine Gegner aus dem Gleichgewicht und ziele auf die Stellen, wo es den größten Effekt hat: Nase, Hals, Knie, Eier. Das ist fies, aber es funktioniert. Und Bug Eye hat beim Training immer gesagt, dass Kämpfen sowieso überbewertet wird.

Während wir dastehen, checkt mich Michael genauso ab wie ich ihn. Sein Blick wandert an mir herunter und wieder nach oben, er betrachtet mein Gesicht und meine Tattoos. Ich ziehe ein grimmiges Gesicht und merke, wie mein Selbstvertrauen zunimmt, als er rot wird.

»Ich setz mich jetzt hin«, verkünde ich.

Ohne seine Antwort abzuwarten, lasse ich mich auf einem Ledersessel nieder. Ich behalte ihn genau im Blick und glaube nicht, dass er merkt, wie ich dabei mein Handy unter den Sessel kicke. Ob die Goondas mich über das Ohrteil wohl immer noch hören? Und ob Boyboy noch mehr Dateien runterladen kann? Wie lange dauert es noch, bis sie den Transporter umstellen müssen? Einmal pro Stunde kommt hier ein Wachdienst durch. Lange kann es nicht mehr sein bis dahin. Dann müssen sie mich hier zurücklassen, ein bisschen in der Gegend herumfahren und später zurückkehren.

»Wie bist du überhaupt hier reingekommen?« Michael tritt hinter den Schreibtisch seines Vaters und zielt dabei mit der Pistole weiter auf meine Brust. Mit großen Augen schaut er vom Computer zu mir und wieder zurück.

Ich halte die Luft an. Hoffentlich verrät ihm der Bildschirm nicht, was ich hier getrieben habe.

»Bist du verrückt geworden?«, fragt er. »Du warst an Dads Notebook? Weißt du nicht, was er Leuten antut, die sich an seinen Sachen vergreifen?«

Und in dem Moment, als er dasteht und mich mit weit aufgerissenen Augen mustert, erkenne ich ihn, den Freund von früher. Er ist immer noch der kleine Junge, der sich ängstlich und ehrfürchtig am Arbeitszimmer seines Vaters vorbeischiebt, und der seinem Vater hinterherschaut, wenn der zur Arbeit geht, wie ein Hund, der nicht ohne sein Herrchen sein will. Als ich diesen Blick sehe, würde ich ihn am liebsten gleich wieder schlagen. Auf einmal überfluten mich die Erinnerungen: Wir sind sieben, Michael und ich am neonblauen Pool, wir kreischen und lachen und machen Arschbomben. Wir sind neun, der Strom ist ausgefallen und wir lassen bei Kerzenlicht Schattenfiguren an der Küchenwand tanzen. Wir sind zehn und bauen uns im Mangobaum hinten im Hof ein Haus. Als wir auf ein Nest mit kleinen Bülbüls stoßen, schlägt die Mutter wild mit den Flügeln und hackt nach unseren Köpfen, um uns zu verscheuchen.

Eine Erinnerung nach der anderen, als ob sie ganz hinten in meinem Kopf eingesperrt gewesen wären und jetzt hätte jemand die Käfigtür aufgemacht. Ich war die Auserwählte, Michaels beste Freundin. Ich kannte alle seine Geheimnisse und Ängste. Wenn er dabei war, konnte ich überall frei herumstromern; wenn nicht, wurde ich zurück zum Quartier meiner Mutter geschickt.

Und dann kommen auf einmal alle Erinnerungsbilder zum Stillstand.

Ich bin elf, Michael ist nicht in der Nähe. Da sind nur meine Mutter und ich, ihre weit geöffneten Augen starren an mir vorbei, von ihrem Mundwinkel bis zu ihrem Kinn zieht sich eine feine Linie Blut. Ihre Zöpfe fallen über das Loch in ihrer Brust. Bis ich sie zu Gesicht bekam, war das Leben schon aus ihr herausgeströmt, auf die teuren Möbel in genau diesem Zimmer, in dem wir jetzt sind.

Die ganze Wut, der ganze Schmerz, die ganze Verzweiflung kommen wieder hoch, heiß und rot. Einen Moment lang kann ich nichts mehr sehen.

Er muss wissen, warum ich hier bin, warum mir egal ist, wie wütend sein Dad werden könnte, und warum es mich nicht kümmert, ob mir bei dieser Aktion etwas passiert. Er muss es wissen. Ich balle die Hände zu zitternden Fäusten und starre sie an.

Michael wartet. »Und? Was hast du an seinem Notebook gemacht?«

»Nichts.«

Er zieht den USB-Adapter aus dem Computer und schwenkt ihn in meine Richtung. »Was ist das? Hast du Daten kopiert?«

Als ich schweige, kommt er hinter dem Schreibtisch vor, dann stürzt er sich auf mich, reißt mich hoch auf die Beine und klopft mich von Kopf bis Fuß ab, immer mit der Pistole an meiner Schläfe. Er ist grob und unter seinen Händen fühle ich mich zerbrechlich, aber die Befriedigung, meine Angst zu sehen, gönne ich ihm nicht. Stattdessen beiße ich die Zähne zusammen und starre an ihm vorbei, bis er mein Messer findet und dann auch den Ohrhörer. Er steckt beides ein.

»Gefällt dir das? Mich zu betatschen?«

Ein paar Sekunden lang dehnt sich die Zeit. Wir bewegen uns nicht, stehen nur da, beide in Rage und bereit, uns gegenseitig in Stücke zu reißen, sobald einer den ersten Schritt macht.

»Und jetzt?«, frage ich nach einer Weile. »Lieferst du mich aus?«

Die Frage lässt ihn zusammenzucken. »Shonde«, flucht er.

»Was denn?«, frage ich.

Er reißt den Blick von mir los und schaut zur Tür. »Die Typen von der Security sind gleich hier. Ich hab den Alarm ausgelöst.«

Ich kann nichts dagegen tun, dass meine Knie weich werden und der Hals trocken. Ich muss schlucken, bevor ich wieder sprechen kann. »Die bringen mich um, das weißt du?«

»Und ob ich das weiß.« Er rennt zur Tür des Arbeitszimmers. Während er durch den Türspion späht, hält er die Pistole weiter auf mich gerichtet. Ich nutze die Ablenkung, um mein Telefon unter dem Sessel vorzuholen, und schiebe es mir in den Ärmel.

»Lass uns abhauen«, sagt er. Als er sich umdreht, ist sein Blick hart geworden, ich kann ihn nicht deuten. Er macht das Licht aus, packt meinen Arm und schiebt mich auf die geöffnete Regaltür zu. Erst wehre ich mich, aber dann höre ich etwas. Ein Stampfen. Ein Stampfen, das